

Eine Wildwestschule

Autor(en): **Torrington, Tod**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Wildwestschule

VON TOD TORRINGTON

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG VON HANS LANION

Eine Zeitlang war ich auch Wanderlehrer in Texas. Man unterschätzt den Wissensdurst der Cowboys. Whisky und Poker erfordern zumindest die Kenntnis der elementaren Mathematik, und Sieger bleibt, wer mehr davon versteht. Auch die Farmer schickten ihre Buben zu mir. Die trügerische Hoffnung, daß auch der kleinste Mann Präsident werden könne, ist auf den Rands des wilden Westens weit verbreitet. So ging also meine kleine Blockhauerschule ganz gut.

Bei einem Texaslehrer ist es aber mit dem bißchen Wissen nicht getan. Er muß auch stählerne Muskeln haben, boxen können und mit dem Schießzeug umzugehen verstehen.

Eines Montagmorgens, kurz nach Anfang des Unterrichts, tat sich langsam die Tür auf, und ein wildes, schmutziges Gesicht startete ins Zimmer.

«Morning, old fellows, möchte gerne was lernen.»

Ich erkannte den Jüngling als Bill Slumley, der als Hilfsbursche im benachbarten Wollscherschluppen angestellt war. Er war höchstens zwanzig Jahre, aber stark wie ein Bär.

«Tritt nur näher, Bill!»

«Bill?» grunzte er mißgelaunt, offenbar erwartete er, Mr. Slumley gerufen zu werden.

«Komm herein, sage ich!»

Breitspurig betrat er die Stube.

Ein unterdrücktes Grinsen ging durch die Klasse. Seine Erscheinung war wirklich grotesk. Er trug einen Strohhut, unter dem vier Männer Platz gehabt hätten. Ein breiter Gürtel aus Rohleder hielt seine Hose fest, die einmal weiß gewesen war. Sein zerzissenes Hemd hing über den Gürtel herab. Zwischen den Zähnen stak ihm eine Stummelpfeife, die mit ihm verwachsen schien.

«Hut ab, wenn du in eine Stube trittst!» herrschte ich den Lümmel an.

Er rührte sich nicht.

Meine Autorität stand auf dem Spiel. Und so beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu packen und schlug Bill den Strohhut vom Kopf.

Er gab ein böses Knurren von sich, war offenbar zu verblüfft, um aufzubegehren.

Die ganze Klasse kicherte.

«Ruhe!» befahl ich den Burschen und fragte Bill: «Dein Alter?»

«Verdammt, wenn ich's weiß! Er schob die Pfeife nach links und spuckte aus.

Es gab ein bedenklches Husten und Schneuzen in den hinteren Bänken. Ich blickte Billy streng an und ersuchte ihn, sich daran zu erinnern, daß er in der Schule sei und sich danach zu benehmen habe.

«Ist schon recht», sagte er.

«Religion?»

Er verstand das Wort nicht.

«Beruf deines Vaters?»

«Mein Vater ist bei der Presse.»

Ich konnte mir nicht recht vorstellen, daß Mr. Slumley senior auch nur den bescheidensten Ansprüchen an einen

Texasredakteur genügen könne, wenigstens nach seinem Sprößling zu urteilen.

Aber Bill half mir aus der Verlegenheit und erklärte, daß sein Vater bei der Presse der Wollwäscherei angestellt sei.

«Ah, ich verstehe, Arbeiter.»

Mißtraulich beobachtete ich die rollende Bewegung seiner Kinnladen.

«Geh hinaus und spuck aus, Bill», sagte ich, «und dann nimm die Pfeife aus dem Mund.»

Er ging widerwillig hinaus und kehrte bald ohne die Pfeife zurück.

Kaum war er aber wieder hierinnen, trat er rasch ans offene Fenster und spuckte einen braunen Saft auf die Straße. Er hatte einfach die Pfeife mit dem Pfriem vertauscht, um sich vom Tabak nicht trennen zu müssen.

Ich rüttelte ihn an den Schultern. Aber er äugte mich an wie ein bissiger Hund, wenn man ihn schlagen will, — und ich wechselte das Thema. Ich wollte vorläufig noch keinen Krach mit dem jungen Riesen riskieren. Ich setzte mein Examen fort.

«Ich will einmal sehen, was du kannst, Billy.»

Ich ließ ihn etwas lesen, und zwar ein paar Worte aus seiner Branche, ein Ballonzeichen auf einem Stück Sackleinwand, das als Fenstervorhang diente. Es lautete: Felle, Schafe, ich buchstabierte Bill vor: «S-c-h-a-f-e!»

«Mhm!» grinste er verständnisvoll, «das sind Hammel.»

«Schafe», verbesserte ich.

«Hammel», beharrte Billy, «ich versteh' das besser.»

«Kannst du auch schreiben?» fragte ich und legte ihm Tinte und Feder vor.

Er setzte großspurig an, und während seine Zunge den Bewegungen des Halters folgte, schrieb er in deutlicher Handschrift: «Weiber» und setzte darunter einen riesigen Klecks.

«Genug, Billy, setz dich neben Ben Pynton.»

Das war ein kleiner, schmächtiger Junge, mit dem es für Bill gewiß weder Streit noch Berührungspunkte gab.

Den ganzen Morgen über mußte ich auf Bill aufpassen. Er arbeitete nicht mit. Er stand oder saß stumpfsinnig da und glotzte die Wandbilder an oder drohte mit seiner schmutzigen Faust den anderen Schülern, wenn er dachte, daß ich nicht hinsah. Aber ein erfahrener Texaslehrer hängt beglaste Bilder an die Tafel, die das ganze Zimmer widerspiegeln, und so wußte ich immer, was hinter meinem Rücken vorging.

In der Mittagspause, als ich allein in der Klasse mein Mitgebrachtes aß, sah ich plötzlich einen aufgeregten, hin und her wogenden Knäuel von Burschen.

«Hau ihn, William!»

«Drisch nur tüchtig zu, George!»

Ueber alle aber erhob sich eine Stimme, die wie die eines jungen Stieres war: «Schlag ihm ins Auge! Reib ihm ein bißchen Sand hinein!»

Ich stürzte hinaus und unterbrach die Keilerei.

«George und William, geht sofort in die Klasse!»

Die Kaufbrüder gehorchten. Nur Bill wurde unangenehm. «Ich dachte, hier draußen könnten wir machen, was wir wollen?» sagte er lauernd.

«Durchaus nicht, Bill.» Ich behielt ihn fest im Auge. Mir wurde ein wenig schwül. Nichts würde mein Ansehen als Lehrer so sehr erschüttern wie ein Zweikampf mit einem Schüler. Aber Bill war klar zum Gefecht. Beide Fäuste geballt, ging er langsam um mich herum.

«Komm mit mir in die Klasse, Bill», sagte ich plötzlich, «ich habe mit dir zu reden.»

Nach einigem Zögern ging er mit, und als wir drinnen waren, las ich ihm Punkt 105 der Schulordnung vor: «Der Lehrer hat das Recht, Kinder über zwanzig ohne weitere Begründung vom Unterricht auszuschließen.»

«Na, Billy», fragte ich freundlich, «willst du, daß ich dich ausschliesse?»

Er verstand das Wort aber gar nicht. Er nahm es für die Androhung einer physischen Strafe und somit für eine Kampfansage. Langsam fuhr er mit der Rechten in die hintere Hosentasche nach dem Messer.

Nun wurde es ernst. Ich stürzte mich auf ihn, faßte ihn bei den Schultern und schob ihn auf die Veranda hinaus. Seine harten Arme umklammerten meinen Leib. Wir rangen hin und her. Wenn Bill nicht auf der glatten Planke ausgerutscht wäre, hätte ich wohl unter meine ganze Tätigkeit als Texaslehrer einen Strich machen können. So aber klatschte er rücklings hin, und mein Glück wollte es, daß ich bei unserem gemeinsamen Fall auf Bill zu liegen kam, nicht er auf mich. Denn wenn ein Lehrer einmal mit einem Schüler rauft, dann muß er gewinnen. Ich entwand ihm das Messer, warf es in weitem Bogen fort und drosch dann mit der Faust auf Bills Schädel hin, bis er die Augen verdrehte.

Als es so weit mit ihm war, verließ ich meinem Sieg noch den nötigen dramatischen Nachdruck. Ich zog mein Schießbeisen aus der hinteren Tasche meiner ledernen Hose und knallte dreimal in die blaue Luft.

Dann ließ ich ihn aus. Meine Schüler, die uns im Halbkreis umstanden, klatschten begeistert Beifall.

Bill erhob sich. Er erklärte sich in den unflätigsten Ausdrücken für besiegt. Dann stopfte er sich eine neue Pfeife, spuckte kräftig aus und grunzte verlegen. Schließlich gab er sich einen Ruck und reichte mir nach den sportlichen Regeln die Hand. Ich legte die meine mutig hinein und verbiß mannhafte den Schmerz, den mir sein freundschaftlicher Druck bereitete. Meine bärtigen Schüler johlten vor Vergnügen.

Ich trat in die Klasse, nahm die Liste aus dem Kathered und schrieb den Namen Bill Slumley in das Register meiner Texaschule. Der gebändigte Bill setzte sich bescheiden in die hinterste Bank, schielte ein bißchen mißtrauisch zu mir hinauf, wie ein gezähmter Mustang zu einem Cowboy, und wenn er eine meiner Fragen zu beantworten wußte, dann zeigte er schüchtern wie ein Mädchen mit einem Fingerchen auf.

Wie die Uhr erfunden wurde

VON WALTER JENTZSCH

Die Uhr, die heute in Massen hergestellt wird, wie wohl kaum ein anderes Präzisionsfabrikat, wurde ziemlich spät erfunden. Gewiß gab es schon in den ältesten Zeiten die Sonnenuhren zum Messen der Tageszeit, die aber die Stunden nur ungenau angaben. Diese Sonnenuhren nannte man Gnomone. Sie bestanden aus einem senkrechten Stab oder Obelisk, aus dessen Schattenlänge und -Lage auf einer waagerechten Ebene die Tageszeiten abgelesen wurden. Kaiser Augustus ließ auf dem Marsfelde bei Rom einen solchen Obelisk errichten und die Mittagslinie und die anderen Schattenlängen durch Marmorsteine im Pflaster festlegen. Damals hielten sich die reichen Bürger Zeitknechte, die in regelmäßigen Zeitabständen ausgeschiedt wurden, um die Zeit am Obelisk abzulesen.

Den Chinesen waren die Gnomone mindestens schon 1000 Jahre vor Christo bekannt. Sie berechneten damit

nicht nur die Stunden des Tages, sondern auch die Länge des Jahres, die sie richtig mit $365\frac{1}{4}$ Tagen feststellten. Selbst die Schiefe der Ekliptik, die scheinbare jährliche Sonnenbahn, wurde von den Chinesen durch die Gnomone bestimmt.

Mit diesen Sonnenuhren konnte man natürlich nur die Stunden des Tages zählen, für die Nacht waren andere Zeitverkünder vonnöten. Die nächtliche Zeit ließ man entweder «fließen» oder aber sie wurde «gewogen». Das Fließen besorgten die Wasseruhren, die ebenfalls schon im hohen Altertum im Gebrauch waren. Die Ägypter bestimmten sogar mit den Wasseruhren den Durchmesser der Sonne. Auch die Babylonier waren Verfertiger kunstvoller Wasseruhren. Diese bestanden zumeist aus zwei Gefäßen. Durch ein kleines Loch des einen Behälters tropfte das Wasser langsam in den anderen. Durch die Wasserhöhe in diesem wurde die jeweilige Zeit bestimmt.

Im Tempel der Arsinoe soll um 250 vor Christo eine Wasseruhr gestanden haben, die aus zwei Knabenfiguren gebildet war, aus deren Augen das Wasser floß. Eine Säule in dem Becken, in dem die Knaben standen, wurde durch ein Räderwerk bewegt. Aus dieser Säule fielen zu jeder Stunde polierte Kugeln in eine Messingschale, durch deren Klang die einzelnen Stunden ankündend.

Eine wundervolle Wasseruhr erhielt Karl der Große von dem berühmten Harun-al-Raschid zum Geschenk. Die Stunden waren auf einem Zifferblatt durch kleine Öffnungen angegeben, durch die nach jeder Stunde kleine Kugeln in ein gewölbtes Kupferblech fielen. Vor den Öffnungen befanden sich kleine Türen, aus denen erzene Reiter traten.

Den Wasseruhren ähnlich waren die Sanduhren, bei denen feiner Sand durch winzige Öffnungen floß, wie bei den heutigen Eieruhren. Der Sand drückte eine Schale